



[Nachdruck verboten.]

Auf Grünweide.

25)

Roman v. H. Palmé-Banfen.

Es gelang Hermine iſt der That, die alte Dame ganz irre an den eigenen Gefühlen zu machen. Deren voller Freimuth in dieſer heißen Sache kehrte allmählich zurück: „Allerdings,“ erwiderte ſie, „und ich äußerte Keimer dazumal meinen Souppon, begegnete aber ſo kalter Ruhe, ja Spott, daß ich mein Urtheil als irrig zurücknahm. Seine großmüthige und opferbereite Handlungsweiſe ging wirklich aus völliger Selbſtloſigkeit hervor. Schade, daß ſie an eine Undantbare verſchwendet wird.“

„So, es herrſcht alſo noch der alte Groll vor und eine perſönliche Abneigung zwiſchen Vormund und Mündel?“

Annette zuckte die Achſel.

„Um, nein, ich dachte ſoeben an den von ihr verſchuldeten Brand, der ihr durchaus keine Gewiſſensbiſſe und dauernden Kummer verurſacht hat. Sie iſt fröhlich wie eine Lerche. Groll, Abneigung? Gott bewahre! In der Brandaffaire warf er ſich ſogar zu ihrem Vertheidiger auf. Das ſcheint ſie gerührt zu haben, minddeſtens bemüht ſie ſich ſeitdem um ſeine Zuneigung. Sie weiß es, daß er, ein Vorbild in Fleiß und Streben, nichts mehr tabelt, als Zeitvergeubung und müßiges Genußleben, da hat ſie ſich den verſchiedenartigen Beſchäftigungen unterworfen. Sie fängt an, ſich nützlich zu machen. Vormittags ſieht man ſie in der Haushaltung. Lachen Sie nicht, ich habe mit eigenen Augen geſehen, wie ſie am heißen Heerd geſtanden und ſich von der Kempel eine Lieblingsſpeiße Keimer's zeigen ließ. Wenn's noch für mich geweſen wäre, an mich wird aber gar nicht mehr gedacht, ſelbſt Sophie vernachläſſigt mich — na, laſſen wir das. — Nachmittags wird Botanik getrieben. Ganze Heubündel ſchleppt ſie von den Spaziergängen heim, um Gräſer zu ſortiren. Die Bibliothek, die früher nur einer halbjährigen Reinigung bedurfte, muß deſhalb täglich geordnet werden. Das Hausmädchen hat gar nicht mehr die Zeit, mir wie ſonſt Vormittags meine Näharbeiten zu beſorgen, Keimer — bitte, Liebe, nur eine halbe Taffe, ich bin ein wenig echauffirt.“

„Ja, es iſt heiß hier,“ meinte die Landrätthin, ſetzte ſchnell die ſilberne Kanne nieder und öffnete das Fenſter, „draußen regnet es, die feuchte Luft wird Ihnen doch nicht ſchaden?“

„Nicht im mindeſten, — ja, was wollte ich ſagen?“

„Sie ſprachen von Ihrem Neffen.“

„Ja, auch der hat ſich verändert. Wahrlich nicht zu ſeinem Vortheil. Das ganze Leben und Treiben im Hauſe, wie es jetzt iſt, muß ihm doch nicht paſſen. Seine gleichmäßige Stimmung iſt dahin, er iſt launig geworden, bald ernſt, ſchweigsam, oder geſprächig heiter, bald verdrießlich, düſter. Er iſt eben anders als ſonſt. Aber er hat eine Natur, durchzuſehen, was er ſich vorgenommen, er läßt mich, ſeine alte Tante, lieber zehen, als daß er von dem Vorgefahten abweicht.“

Annette ſchwieg mit tiefem Seufzer. Es trat eine augenblickliche Stille ein, die nur von dem leiſe niederrieſelnden Regen unterbrochen wurde.

Hermine hatte im Sefſel Platz genommen, es lag wieder jenes ſtereotype Lächeln um ihren Mund, das ihre Maſke geworden für alle Empfindungen. Dennoch verrieth ein fieberhafter Glanz in den Augen und die Gaſt der Rede etwas von der inneren Bewegung, welche der alten Dame, wäre ſie nicht ſelbſt erregt geweſen, nicht hätte entgehen können.

Und Hermine verſtand es ſo trefflich, die Mittheilige zu ſpielen. Sie ſchlug von Neuem die Babereife vor, ſtellte dies

als eine Einladung hin, bei der von Koſtenentſchädigung keine Rede ſein könne, denn ſie liebe die junge Welt um ſich und ein munteres Leben. Sie ließ durchblicken, daß ein ſchönes Mädchen, wie Marietta Tonelli, ſchnelle und ernſtliche Bewerbungen zu erwarten habe, manche Verbindung ſei durch flüchtig herbeigeführte Bekanntſchaften in Bädern geſchloſſen, eine ſolche könne die bevorſtehenden unliebſamen Umwandlungen in den Lebensverhältniſſen der alten Dame verhindern. Dabei ſpielte ſie auf ihren Einfluß an, den ſie im Intereſſe ihrer lieben, mütterlichen Freundin — ſie drückte Annette innig die Hand — in vollem Umfang verwenden wollte und erbot ſich am Schluß dieſer lebhaft geſprochenen Auseinanderſetzungen, das junge Mädchen dauernd an ſich zu feſſeln.

Annette war gerührt, dankbar, voll ſicherer Hoffnungen. Hatte Marietta erſt das Haus verlaſſen und ſtand Sophie wieder unter ihrem alleinigen Einfluße, ſo würde die gemeinſame Ueberſiedlung ins Kloſterſtift, die bisher nur vorübergehend niemals ernſtlich erwogen ſei, nicht auf Schwierigkeiten und die einmal gemachte Einrichtung nicht ſogleich wieder zu ändern ſein. Dennoch kamen ihr Strupel.

„Aber, Liebe,“ meinte ſie, „Ihre eigenen Angelegenheiten, Ihre Verbindung, — Sie vergeſſen in ihrer Aufopferung für Andere Ihr eigenes Selbſt.“

„O nein,“ erklärte Hermine mit ernſtem Augenaufſchlag, „die Erfahrungen meiner erſten Ehe lehren mich, eine ſolche lang und ernſt zu erwägen. Ich habe mir Bedenkzeit erbeten. — Veranlaſſen Sie Marietta zu ihrem baldigen Beſuch, damit ich ſelbſt die Sache arrangire, noch dieſe Woche gedachte ich abzureiſen.“

Angeſichts dieſer Zuverſichtlichkeit und Ruhe kehrte Annetten's frohe, unbekümmerte Laune wieder zurück. Nicht wenig trug hierzu die Behaglichkeit der äußeren Umgebung bei.

Die Landrätthin war eine ſo liebenswürdige Wirthin.

„Meine Liebe,“ rief ſie, „wie wohl man ſich bei Ihnen fühlt, wie behaglich! — Danke, ich habe bereits eine Fußbank, — ſo iſt's recht, das Fenſter ein wenig mehr geſchloſſen, die Luft iſt, wenn auch milde, doch feucht, — danke auch für die Pellerine; Gott, Sie denken auch an Alles!“

Und die Landrätthin ließ nicht nach in der äußeren Sorge für die Bequemlichkeit der alten, ſelbſtlebenden Dame, welche es nicht ahnte, daß ihr Aufbruch hernach der Wirthin eine Erlöſung aus qualvoller Pein war.

Der Regen hatte aufgehört. Die Abendſonne brach freundlich durch die Wolken und ſchimmerte in unzähligen Regentropfen des ſatten Grüns draußen im Garten. Die Vogelzwiſcherten und ſangen noch fröhliche Lieder, ehe die Stille des Abends hereinbrach; von ferne tönte das friedliche Geläute einer Dorfkirche, die ankündigte, daß es mit des Tages Arbeit vorbei ſei.

Und auf dieſe friedvolle Ruhe ringsum blickte Hermine nieder mit düſterer Stirn, hinter der ſich die unruhigen, pläneſchmiedenden Gedanken jagten, und mit zuſammengepreßten Lippen, die es nie gelernt, weder in Zeiten des Glückes noch in tiefen Herzensnöthen ein Gebet zu ſtammeln; ein Opfer der eigenen entfeſſelten, unberrichteten Leidenschaft und Kraft.

Es bewahrheitete ſich an dieſer Frau in trauriger Weiſe, daß die Liebe, ob erfüllt oder hoffnungslos, da, wo die Religion mit ihren ſanften Tröſtungen und milden Lehren fehlt, nicht zum Wegweiſer der Veredelung an Herz und Charakter werden kann, ſondern abirren muß in ein Labyrinth böſer Beſchäftigungen.

XXVI.

Das Bibliothekzimmer trug durch ſeine dunklen Tapeten und den Bücherregalen, die an den drei Seiten rings biß an die

Zimmerdecke reichten, eine etwas düstere Physiognomie. Es lag aber nach Westen, und wenn durch die breiten hohen Fenster das Abendlicht mit seinen schimmernden Reflexen hereinzog, sah die Gelehrtenstube, die keine anderen Möbel aufwies, als einen großen, mit grünem Tuch überzogenen Tisch in der Mitte, einige Sessel, sonst nur Landkarten und Bücher, freundlich und heimlich genug aus, um Marietta den Aufenthalt darin lieb zu machen.

Hier las sie oder beschäftigte sich stundenlang mit ihren Herbarien, die sammt ihren Aufzeichnungen der Prüfung ihres Vormundes unterstellt wurden. Er hatte sich hierzu erboten, als sie sich mehrmals und zufällig immer zu ungeeigneter Zeit mit Fragen an ihn gewandt. Seitdem hatte er oftmals die Bibliothek betreten, immer jedoch nur dann — und sie erkannte allmählich eine Abticht darin — wenn sie selbst dort nicht gegenwärtig war. Er sah sich ihre Arbeiten an, machte Verbesserungen und gab gewöhnlich bei Gelegenheit der gemeinschaftlich gehaltenen Mahlzeiten seine mündlichen Erläuterungen darüber ab. Dies gestiftete Ausweichen ihrer Person würde sie mit tiefer Empfindlichkeit aufgenommen haben, wenn nicht seine sonstige Milde und Rücksicht sie stets wieder ausgeföhnt.

Es war in der sechsten Abendstunde desselben Tages, an welchem Annette ihren Besuch bei der Landrätin unternommen. Soeben erst war Marietta von einem Spaziergange zurückgekehrt und beschäftigte sich in der Bibliothek mit ihren Studien, als die Stimme ihres Vormundes draußen vernehmlich wurde.

Auf einen Ruf Sophien's antwortete er: „Einen Augenblick Geduld, liebe Tante, ich habe in der Bibliothek ein halbes Stündchen zu thun, darnach siehe ich zu Deiner Verfügung. Ist Marietta spazieren gegangen?“

„Ja, ich sah sie den Feldweg einschlagen,“ tönte es von unten herauf.

Einige Sekunden, und die Bibliothekthür wurde geöffnet.

„O, Verzeihung, ich will nicht stören,“ sprach der Gutsherr zurücktretend und sichtlich verwirrt durch die unerwartete Anwesenheit seines Mündels.

„Aber, Onkel Reimer,“ antwortete das junge Mädchen befreundet, „Du kannst mich doch nicht stören, wenn Du zu eben der Beschäftigung hierher kommst, bei Der ich mir Deine Hülfe erbeten?“

Er schloß die Thür und trat herein.

„So, Du studirst augenblicklich Botanik?“

„Ich beginne gerade ein neues Herbarium. Mit den Familien der Gräser bin ich fertig. Sieh hier —“ sie schob ihm die Mappe hin und schlug die Lössblätter auseinander — „ich habe mir heute Blumen gesucht, um nun auch davon eine Sammlung zu machen.“

Reimer beugte sich über das vollendete Heft und betrachtete scheinbar aufmerksam die getrockneten Gräser.

„Willst Du siehendes Alles beschäftigen und so mit dem Hut in der Hand?“ fragte sie.

„Das geschah unbewußt,“ meinte er, legte den Hut bei Seite und trat wieder an den Tisch.

Sie sah ihn schweigend einen Augenblick an.

Dann sagte sie: „Onkel Reimer, darf ich einmal sprechen? Nicht von Botanik und dergleichen, nicht zuerst davon, sondern — nun, Alles gerad' heraus, wie ich denke?“

Er richtete sich auf und sah sie lächelnd an.

„Kannst Du denn je anders, als so sprechen?“

Der freundliche Ton freute sie.

„Willst Du mich siehend anhören, eine halbe Stunde?“

„So, Du willst eine ganze halbe Stunde sprechen?“

Sie lachte.

„Vielleicht. Da —“ sie schob einen Sessel heran, — „nun setze Dich, Du siehst wie zum Sprunge bereit, mir wieder zu entflücheln. Und gestehe es nur, das war auch Deine Absicht. Aber warum? Das ist's, wovon ich sprechen will. — Nein, nein, antworte noch nicht, laß mich erst zu Ende sein. Ich muß Dir sagen, daß Du eine Empfindlichkeit nicht zu fürchten brauchst, wenn Du etwa auf meine Frage etwas Unliebames zu antworten hast. Ich weiß, daß ernste Männer oftmals ungerne lebhaftes Plaudern ertragen, wie ich es wohl thue, vielleicht meidest Du auch deshalb meine Anwesenheit, oder sie stört Dich im ruhigen Denken, und wenn dies und jenes nicht, denn Du meidest mich auch sonst, so ist es eben ein anderer Grund, den zu nennen ich Dich jetzt bitte.“

Sie hatte dies in ihrer lebhaften, raschen Weise gesprochen und sah den erschüchelt befangenen Mann voll ins Gesicht.

„Deine Anwesenheit mir störend!“ wiederholte er, indem er im Sessel Platz nahm, „liebes Kind, gleich jetzt will ich Dir beweisen, wie gern ich Dich plaudern höre. Es war lediglich Zeitmangel!“

Er suchte ihren fragenden Blicken auszuweichen, indem er sich langsam und umständlich eine Cigarre in Brand steckte.

„Heute hast Du ein halbes Stündchen frei, Du sagtest es selbst.“

„Ja.“

„Wohl. Ob Du meine Arbeiten hinfort allein oder mit mir zusammen beschäftigst, kürzt Dir das denn die Zeit?“

„Nein.“

„So studiren wir zukünftig mitammen Botanik; täglich eine halbe Stunde, täglich um diese Zeit?“

„Wenn Du es wünschst —“

„Wie sehr? Ich werde auch ein besseres Verständniß von den Dingen bekommen. Tante Annette mißht sich hier nicht mit ihren bitteren Bemerkungen hinein und außerdem —“ sie erröthete ein wenig, trat vom Tische fort und blieb an den Bücherregalen stehen, — „außerdem — wann kann ich einmal mit Dir plaudern! Du bist den ganzen Tag außerhalb des Hauses oder in Deinem Zimmer beschäftigt.“

„Allerdings, wie kann ich wissen, daß Dir meine Gesellschaft wünschenswerth ist.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Duell.

Burleske von Lothar Schmidt.

Es giebt nicht nur unmögliche Dinge in der Welt, sondern auch unmögliche Menschen, Karrikaturen, die wenn sie uns in Büchern begegnen würden, uns nimmermehr glaubhaft erscheinen möchten. Solcher Mensch war Hugo . . . — nun, nennen wir ihn Standke, mit leichter Aenderung des Namens. Ich sage, er war, denn er ist nicht mehr. Einige Schaufeln Erde und sieben Jahre Weltgeschichte decken seine Gebeine. Er hat mich manchmal, ohne es zu wollen, lachen gemacht im Leben und manchmal auch im Tode, wenn ich mir ihn vorstellte in Aussehen, Worten, Thaten und Geberden, als er freudig das Licht noch sah, der arme, gute, dumme Kerl. Das Romischste an ihm war der Kontrast zwischen Sein und Schein, zwischen dem, was er war und dem, was er zu sein meinte. Zu sein meinte er ein sogenannter „verfluchter Schwerenöther“, der durch die Vorzüge eines Abomis, durch die Schneidigkeit eines Gardelieutenants, durch Wiß und Wissen den Mädels die Köpfe verdrehte. Mein Gott, welche Don-Quixhauerie! Man denke sich einen Menschen von etlichen zwanzig Jahren mit prähistorischer, offenartiger Schädelbildung. Unter der vorspringenden niedrigen Stirn glöhten fürsichtig zwei prominente Froschaugen hervor, aus deren Mitte in plattes, fleischiges Dreieck die Nase herabging. Ein spitziger, stets geöffneter Mund und ein a la brébis zurückgeborgenes Kinn gaben dem langen schmalen Gesichte einen nagethierartigen Ausdruck. Schwächling und engbrüstig war der Torso, der auf den trümmerigen Säbelbeinen saß, die ich je erblickt habe. Dieses letzteren Defektes muß sich Standke bei aller Ich-Blindheit doch wohl bewußt gewesen sein, denn er trug, um ihn zu verdecken, stets Weinkleider von erstaunlicher Breitendimension. Aber es half nichts. Die Hosen, die er anhatte, waren halt immer krumm. Zum Ueberfluß war noch die Haltung des Körpers eine sehr nachlässige. Er ging oder saß immer mit weit nach vorn übergebeugtem Rumpfe, gleich einem Menschen, der sich in unerträglichem, schier besorgniserregenden Nothen des Leibschrmerzes befindet.

Hugo Standke war Reisender in Tuch en gros. Zwei konträr einander entgegengesetzte Intelligenzen müssen in ihm gewohnt haben. Als Kaufmann war er durchaus tüchtig, sein Haus schätzte ihn als einen sehr flotten Verkäufer, der unter den schwierigsten Verhältnissen die Waaren an den Mann zu bringen verstand. Im gesellschaftlichen Verkehr dagegen wurde er von Jedermann zum Narren gehalten. Das kam von seinen Eigenheiten. Zunächst machte er täglich im Durchschnitt zwei bis drei Eroberungen. Frauen und Mädchen, natürlich schon wie der Tag, verliebten sich, ohne Unterschied der sozialen Stellung, in ihn. Bald war es das Zimmermädchen im Hotel, bald war es eine Gräfin, bald irgend eine andere geheimnißvolle erotische

Dame, bei der Standke kommand, sehend, siegend reißferte. Auf Mittheilung näherer Details ließ er sich indeß nie ein: er war zu phantasielos, um die typische Ausschneiderei mit neuen, individuellen Zuthaten von Fall zu Fall zu würzen. Ein anderer turliefer Zug an ihm bestand in der Sucht, mit einer Talmibildung zu prahlen. Er verfügte von der Quinta des Gymnasiums her über ein Duzend lateinischer Votabeln. Irgendwo und wann hat er dann später auch ein paar französische und englische Brocken aufgeschnappt, die er beständig wiederholend in seiner stotternden Manier zu sprechen bei der Unterhaltung brachte. Sah er in einem öffentlichen Lokal oder einem Privathaus ein Klavier, so stürzte er darauf los und spielte, den Kopf melancholisch seitwärts neigend, mit viel Gefühl und wenig Gehör ein Stück oder vielmehr sein Stück, das einzige, das er wußte: die nicht mehr ganz ungewöhnlichen „Klosterglocken“.

Er wurde beständig geizt: „Standke, erzählen Sie doch 'mal Ihr interessantes Abenteuer mit der Baronin Esterhazy Klusuln!“

Und er lächelte geschmeichelt und wiederholte stotternd selbstgefällig das von uns Allen tausendmal gehörte: „Als ich vor zwei Jahren zu Berlin in der Friedrichstraße spa—zi—zieren ging . . .“

„Standke, spielen Sie doch was; Sie haben einen so ausgezeichneten Anschlag!“ — Und ehe noch die Bitte ausgesprochen war, läuteten zum größten Gaudium der Kumpane die unvermeidlichen „Klosterglocken“.

Harmlos war er bis zum Erceß. Man konnte ihm einreden, was man wollte; er glaubte es:

„Wissen Sie was Neues, Standke?“

„Du?“ fragte er dann gespannt.

„Denken Sie 'mal, der Papsi ist in den erblichen Adelstand erhoben!“

„Wahrhaftig . . .?“

Er fühlte sich sehr geehrt, mit uns, die wir meist Studenten in jüngeren Semestern waren, verkehren zu dürfen. Dieser Vorzug kam ihm übrigens häufig genug theuer zu stehen, denn obgleich er immer „wahrhaftig“ heute nicht bei Ka-Ka-Kaffe war und „auf Ehre“ soeben die letzte Cigarre anzündete, tranken wir gewöhnlich auf seine Kosten und rauchten an seinem Cigarrenvorrath.

Seine Gutmüthigkeit kannte keine Grenzen. Ich habe ihn nur einmal erzürnt gesehen und er hatte wohl Ursache dazu. Wir hatten in größerer Anzahl in Begleitung von jungen Damen, worunter eine, die er hofirte, einen Sonntagsausflug gemacht. Nach Tisch hielt die ganze Gesellschaft auf schattig-fühler Wablbüste Siejia. Da eine anstrengende Fuhrtour hinter uns lag, schliefen einige von den Auskügleren bald ein — auch Standke. Ein zu dummen Streichen stets aufgelegter Pharmazeut machte sich nun insgeheim daran, mit Cochennille, die er in einem Fläschchen zufällig bei sich hatte, die abstehenden Ohren Standke's roth zu färben. Wer schildert das Erwachen? Das war ein Gcirren und Gackern, ein Schreien und Jöhlen in der Gesellschaft. Donnernde Lachsalven tönten in den Wald, die dieser in mehrfachem Echo zurückgab. Unser Clown stand da, und seiner Heerdenthiernatur bemächtigte sich ebenfalls die allgemeine Heiterkeit. Er hielt sich den Bauch und lachte, lachte. . . . Er lachte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen. Mählich aber schien er sich zu besinnen, daß es doch gut wäre, zu wissen, warum er und die Anderen so ausgelassen seien, und er blickte mit seinen kurzichtigen Neuglein im Kreise umher, die Gesichter der Anwesenden musternd. Da merkte er erst, daß er selbst Gegenstand der tollen Freude war, und er machte ein sehr verblüfftes Gesicht.

„Herr Standke, Sie gefallen mir heute ausnehmend gut,“ rief das bewußte Fräulein, das er in's Herz geschlossen hatte. Es war ein munterer, schneller Backfisch mit impertinentem Stumpfnäschen. Und ehe noch der Angeredete sich für das Kompliment bedanken konnte, war sie auf ihn zugeeilt und hatte ihren Arm unter den seinigen geschoben. Nun führte sie ihn einige zwanzig Schritte abseits zu einem plätschernden Wasser. Da stand er, ein flaumender Narcisß, vor der Spiegelung seines eigenen Ichs. Und wie Narcisß neigte er sich endlich der kühlen Fläche zu, zwar nicht um hineinzupringen, aber um den bläulich-rothen Ohrmuscheln die natürliche Karnation wiederzugeben. In dessen der Pharmazeut führte nur echte Waare. Soviel er auch rieb und wusch, die Ohren erblästen nicht und es wich nicht die tüdtische Cochennille.

„Das wird schon von selbst weggehen,“ tröstete ihn die malitiose Kleine, „nur Geduld, Herr Standke, in einigen Wochen,

ich verschere Ihnen, ist nicht die Spur mehr zu sehen. Kommen Sie jetzt und denken Sie nicht mehr daran; es ist ja bloß auswendig!“

„Es ist ja bloß auswendig!“ wiederholte die ganze Corona, die inzwischen sich den Weiden genähert hatte.

Nun geschah etwas Unerwartetes. Bleich und zitternd vor Wuth schnellte plötzlich vom Bachesrand der Reisende empor, und mit den gespreizten Daumen der noch feuchten Hände auf seine Hörgänge deutend, rief er erregt: „We — we — wer hat das gethan?“

Keine Antwort. Alles biß sich in die Rippen, um nicht herauszulagen.

„Se — se — se — feigheit, infame!“

Der Pharmazeut trat vor: „Ich war's, lieber Standke, ich werd's aber gewiß nicht wieder thun, ich wollte bloß mal sehen, ob . . .“

Bisß, patß! — Zwei wohlgezielte Ohrfeigen saßen rechts und links auf des Apothekers Wangen. Noch bevor dieser recht zum Bewußtsein der ihm angethanen Schmach kam, noch ehe wir Uebrigen interveniren konnten, um eine etwaige Prügelei zu verhindern, hatte Standke die Flucht ergriffen und war im Walde verschwunden. Man suchte ihn, man rief ihm mit weithin schallenden Stimmen Amnestie nach, man pflanzte auf Stöcke und Schirme ein Duzend weißer Taschentücher auf — er kehrte nicht zurück — er war und blieb unsichtbar den ganzen Nachmittag.

Was thun? Wir überließen ihn seinem Schicksal, in der Hoffnung, er werde sich schon wieder einfinden oder schlimmsten Falles allein den Heimweg antreten. Inzwischen mußte natürlich der Pharmazeut herhalten. Er war die Zielscheibe vieler Wisse, guter und schlechter. Er ertrug es mit Humor, daß man ihn hänselte, nur bestand er darauf, daß die Affaire noch ein Nachspiel haben sollte und zwar ein recht scherzhaftes. Ueber das Wie, Wo und Was wurde nun eingehend berathen.

Am nächsten Morgen klingelte ich bei dem Deserteur.

„Guten Morgen!“

„Guten Me — me — morgen!“

„Standke, Sie müssen sich schießen!“

„Sche — sche — schießen?“

„Ja, ich komme im Auftrag Branders, den Sie geohrfeigt haben.“

„Ich neh — neh — nehm' Alles zurück!“

„Wie denn? Sie können doch die gegebenen Ohrfeigen nicht mehr zurücknehmen! Bitte, nennen Sie mir Ihren Zeugen!“

„Ich kann nicht schießen . . . ich will nicht schießen und mit diesen Ohren gehe ich überha — ha — haupt zu keinem Duell!“ rief er heftig.

„Sie müssen . . . Sie blamiren sich sonst unendlich! Denken Sie an Fräulein Rosa! Sie hat gewettet, daß Sie sich den Konsequenzen Ihrer Handlungsweise nicht entziehen würden.“

„Mein Gott, ich will mich ja auch nicht entziehen, ich will ja Alles thun, um . . . Wissen Sie was: ich werde einen Viertelhektoliter Be — Be — Bürgerbräu zum Besten geben.“

„Wird mit Dank angenommen — nachher; vorher aber muß Brander Satisfaction haben.“

Er hätte einen Stein erreichen können, wie er so da stand in seiner Angst und Rathlosigkeit. Er that mir leid. Am ihm die Annahme der Forderung schmachhafter zu machen, riichte ich schneller, als verabredet war, mit Konzeßionen herans: „Acceptiren Sie doch nur; es passiert Ihnen ja nichts. Sie wissen, bei dergartigen Händeln kommt selten etwas heraus. Sie können ja Weide in die Luft schießen!“

„Und wenn nachher der Te — te — teufel seine Hand im Spiele hat und ich werde getroffen?“

„Um . . . na, hören Sie, um die Sache ehrenvoll und in aller Form zu erledigen, ist mein Mandant noch zu einem weiteren Zugeständnisse bereit: wir werden keine Kugeln laden, bloß Pulver.“

„Ihr Ehrenwort?“

„Mein Ehrenwort.“

„Und wieviel Schritt Distanz?“

„Se — se — zehn?“ rief er zitternd.

„Ach so! wegen der Papiertropfen? . . . Also meinetwegen zwanzig.“

„Ja, was fällt Ihnen denn eigentlich ein? Wollen Sie vielleicht, daß er sich am Nordpol aufstellt und Sie am Südpol?“

„Fünfzig!“ bat Standke, indem er meine Hand begütigend streichelte.

„Unmöglich! wo denken Sie hin?“

„Fünfundve — ve — vierzig!“

„Na, wenn Sie denn absolut nicht anders zu bewegen sind — schön, 45.“

„Auf Ehrenwort?“

„Auf Ehrenwort . . . 45 Schritt Distanz und dreimaliger Kugelwechsel . . .“

„Ru — Ru — Kugelwechsel?“ Die Kniee des Aermsten schlotterten von Neuem.

„Ich meine selbstverständlich nur dreimaliges Schießen!“ tröstete ich.

„Ach bitte, nur einmal!“

„Gut! Sie sollen sehen, daß wir nicht so find; also nur einmal.“

Endlich nannte er mir seinen Zeugen, natürlich einen unserer Komplizen, und ich ging.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Sommer und Winter in Australien. In Australien scheint auf die entgegliche Höhe des vergangenen Sommers nunmehr ein nicht weniger ungewöhnlich strenger Winter folgen zu wollen. In den blauen Bergen und an zahlreichen Punkten im Süden liegt fußtiefer Schnee, so daß sogar die Eisenbahnsüge aufgehalten worden sind. Ja, was seit 1836 nicht wieder vorgekommen ist, sogar in Sydney und in Parramatta ist zeitweilig Schnee gefallen, was auch von einzelnen noch weiter nördlich gelegenen Orten, wie Armidale und Tenterfeld, gemeldet wird. In Victoria ist sogar, ein geradezu beispiellos dastehender Fall, ein Mann während des heftigen Schneetreibens vom Wege abgenommen und erstoren. Als die Leiche aufgefunden wurde, war sie buchstäblich im Schnee begraben. Wo kein Schnee gefallen, regnete oder hagelte es unaufhörlich, so daß der angerichtete Schaden, namentlich unter den Viehbeständen, ein enormer sein dürfte; ein Ueberblick wird jedoch zur Stunde unmöglich gemacht, da die Mehrzahl der Telegraphenlinien infolge des Unwetters unterbrochen ist. Auch auf der See tobt ein fürchterlicher Orkan, doch sind bis jetzt keine Verluste zu verzeichnen gewesen. Diese Naturereignisse sind in der That bewundernswürdig. Schreiber dieser Zeilen erinnert sich, daß vor etwa 12 Jahren eine Dame aus Victoria, die dort geboren war und zur Zeit ihres Besuchs in Berlin das dreißigste Lebensjahr bereits überschritten hatte, vor Aufregung außer sich gerieth, als sie hier zum ersten Male in ihrem Leben einen Schneefall sah.

Der Gipfel der Verrücktheit. Eine eigenartige literarische Bewegung macht sich augenblicklich in — England bemerkbar. Natürlich in England! Man beginnt die Romane von hinten zu lesen, das heißt, mit dem Ende anzufangen und beim Anfang aufzuhören. Die Wirkung auf die Leser soll eine höchst seltsame sein, und eine Dame hat sich beeilt, die Sensationen zu schildern, die sie bei dieser ungewöhnlichen Art von Lektüre in sich entdeckte. Jedenfalls ist es leichter, die Lösung einer Handlung im Anfang eines Romans zu erraten, als zu „ahnen“, wie die Personen in die Situation gekommen sind, in der sie sich am Ende einer Geschichte befinden. Die Schriftsteller machen die Mode mit und beginnen bereits von rückwärts zu lesende Romane zu verfassen; ein Werk dieser Art „Caleb Williams“, erregt augenblicklich in England großes Aufsehen.

Die Mordthat in Italien. Die Ausschreitungen in Zürich, welche durch den Messerstich eines Italieners hervorgerufen wurden, geben dem „Corriere de Sera“ Gelegenheit, mit Bedauern darauf hinzuweisen, wie häufig Mordthaten in Italien stattfinden. Professor Garofalo theilte in einem Vortrage über „Vollstreckung in Bezug auf das Verbrechen in Italien“ mit, daß daselbst durchschnittlich mehr als 4000 Anklagen wegen vollendeten oder versuchten Mordes und Todtschlages im Jahre erhoben werden, d. h. zehn täglich oder mit anderen Worten: alle zwei Stunden ungefähr wird in Italien ein Mensch ermordet oder entgeht seinem Schicksale nur durch einen glücklichen Zufall. Welche verlorene Schlacht ruft er aus, kann eine so schmerzliche Erinnerung hervorrufen, wie der Eindruck einer solchen Bitter! Italien hat, mit den Ländern Mittel-, Ost- und Westeuropas verglichen, die oberste Stelle in der Zahl der Morde. Selbst das an Lebhaftigkeit und Wildheit des Temperaments verwandte Spanien wird von Italien

weit übertroffen. Dabei sind durchaus keine Zeichen von Bessermachung zu verspüren.

Alarmirende Nachrichten über den Gesundheitszustand des Königs von Italien haben die radikalen Blätter in jüngster Zeit mehrfach verbreitet. Die Zuverlässigkeit dieser Meldungen wird schon dadurch charakterisirt, daß sie den König in Monza wählten, während er noch in Rom verweilt. Allerdings hat den König das afrikanische Unglück schwer niedergedrückt, aber seine eiserne Gesundheit hat unter den Aufregungen der letzten Monate nicht im Mindesten gelitten. Er sieht nach wie vor mit der Sonne auf, bewegt sich den größten Theil des Tages im Freien und hat seine Freude am schlechten Wetter, denn bei einem tüchtigen Regenguß befindet sich der König am wohlsten und unterläßt es dann nie — wie muß sich Karrer Kneipp darüber freuen! — einen Spaziergang oder „Ritt“ zu unternehmen. Die Mitglieder des savoischen Geschlechts bekommen alle frühzeitig graues Haar, was man übrigens auch bei anderen alten Geschlechtern beobachtet, z. B. bei den Wettinern. König Humbert, der gegenwärtig 52 Jahre zählt, ist schon seit zehn Jahren an Bart- und Kopfhaar völlig ergraut, nicht aber erst seit der Niederlage von Adua, wie man neuerdings glauben machen will. Die Königin Margherita war über das frühzeitig graue Haar ihres Gemahls gar nicht erfreut und hätte es gern gesehen, daß er sich, dem Beispiele ihres Vaters folgend, das Haar färbe. Doch König Humbert wollte davon nichts hören. Die Königin ließ deshalb auf eigene Faust ein Haarfärbemittel aus Paris kommen und stellte es mit der Gebrauchsanweisung auf den Waschtisch des Königs. Aber am nächsten Morgen war der König grauhaarig wie zuvor. Als das hohe Paar am Frühstückstische saß, erschien auf einmal der Kammerdiener des Königs und überbrachte der Königin ein zierliches Körbchen. Sie öffnete es und heraus sprang ihr Schooßhündchen, doch — entsetzlich! — das weiße Seidenhaar des zarten Geschöpfes war wechrahenschwarz geworden. Die Königin wußte natürlich sofort, wer ihr den bösen Streich gespielt habe und wozu ihre Pariser Haarfärbemitteln verwendet worden sei, aber sie machte gute Miene zum bösen Spiel und soll in Zukunft ihrem Gemahl, der sich über das gefärbte Maltezerhündchen föhlich amüßte, nie wieder ein Haarfärbemittel geschenkt haben.

Ein abgechnittener Männerkopf wurde jüngst in Thodure (Frankreich) gefunden. Ueber der Sache ruhte bisher ein völliges Dunkel, welches nunmehr aufgeklärt zu sein scheint. Die Wittwe des Bauern Melon, in deren Scheune der abgechnittene Kopf entdeckt worden, fand nämlich, als sie mit ihrem Sohne von den Feldarbeiten zurückkehrte, auf dem Hofe ihres Grundstückes ein Bein, an dem noch Fleischtheile hingen. Die arme Frau fürchtete, daß die Justiz sie belangen und für ein Verbrechen verantwortlich machen würde, das sie nicht begangen hatte, und ließ deshalb von ihrem Sohne das Bein nach einem benachbarten Teiche bringen und in denselben hineinwerfen, wie sie dies auch mit dem Kopfe hatte thun lassen. Die Gendarmerie von Marcolloles wurde hiervon benachrichtigt und nahm Frau Melon in's Verhör, wobei dann der Sachverhalt, soweit er diese Frau anging, bald klar an das Licht trat. Der Leich wurde durchforscht und das Bein wieder zu Tage gefördert. Darauf wurde eine Hausdurchsuchung in der Wohnung eines gewissen Logut vorgenommen, der seit mehreren Wochen auf geheimnißvolle Weise verschwunden war. Dieser alte Mann bewohnte in einem von ihm vor mehreren Jahren an seinen Neffen Desfré Logut verkauften Hause ein Zimmer im ersten Stockwerk. In diesem Gesasse fand man nun zwei Knüttel und ein blutgetränktes Halstuch. Desfré Logut wurde einem langen und scharfen Verhör unterzogen, ebenso seine Frau und seine beiden noch im zartesten Alter stehenden Kinder. Die Verdachtsgründe gegen ihn wurden durch diese Verhör keineswegs abgeschwächt und er wurde trotz seines energischen Leugnens, irgend einen Antheil an der Ermordung seines Oheims genommen zu haben, nach dem Untersuchungsgefängniß von Saint-Marcellin abgeführt.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Stangen's illustrierte Reise- und Verkehrs-Zeitung** führt ihre Leser in ihrer kürzlich erschienenen ersten August-Nummer an der Hand zahlreicher Illustrationen, Originalzeichnungen von Max Abes und Max Tiede u. s. w. wieder durch die verschiedensten Weltgegenden. Nachdem Hugo Fromholz ein anschauliches Bild von Boro Boedoer in Mittel-Java entworfen hat, beschreibt Dr. B. Neubaur die Herrlichkeit des Kaiserthums in der Berliner Gewerbe-Ausstellung. In kühnem Fluge führt uns hierauf Dr. Wasserzieher nach der alten Mormonenstadt Kanoo am Mississippi, während Bodo Gumpert dann im Feuilleton nach Europa zurückkehrt und über die Deutschen in Konstantinopel plaudert. Im Unterhaltungstheil findet man außerdem noch eine eigenartige Reise-Gumoreske: „Das Märchen von den fliegenden Fischen“ von Alfred Guth.